

drücklich als apostolisch an: apostolisch in seinem „sehnsüchtigen“ Verlangen, der Name „Jesus-Retter“ möge ausdrücken, was Er ist, und apostolisch durch den Herrn selbst (537—538). Damit sind die Kleinen Brüder Jesu eine apostolische Genossenschaft, wenn auch im verborgenen, *tätig in der Beschauung*. Kontemplation ist selbst Tätigkeit auf dem letzten Platz.

So bleibt als tragender Grund, als alles umfassender und umformender Sinn des Lebens von Charles de Foucauld die durch Christus inspirierte Vorliebe für vollkommenen Mißerfolg und ewiges Schweigen, für Verworfenwerden und Verlassenheit, für Entbehrung und Verachtung, für Einsamkeit, Schwachheit und Verdemüttigung („anéantissement“, 47, 49, 334). Er ist nach einem von ihm selbst als Vorsatz ausgesprochenen Wort ständig „auf der Suche nach dem letzten Platz“ (546).

Tugenden der Humanität

Von Friedrich Wulf SJ, München

Man hat katholischerseits in den letzten Jahrzehnten viel von der „Unterscheidung“ des Christlichen gesprochen, um das Einmalige und Unvergleichliche der christlichen Botschaft hervorzuheben und sie gegen eine weltläufige Einebnung zu schützen. Im Hintergrund stand dabei die bedrohliche Selbstverständlichkeit, mit der ein guter Teil der modernen Menschen, insbesondere der Intellektuellen, das Christentum im Vergleich mit anderen Religionen und philosophischen Weltanschauungen relativiert. Man muß aber in der heutigen Verkündigung ebenso von der „Gewöhnlichkeit“ des Christlichen sprechen, von seinem humanen Untergrund, von dem, was alle an ihm verstehen, wenn sie nur guten Willens sind. Anders wird man die vielen, die dem Glauben ihrer Väter entfremdet sind und oft nicht mehr als die Empfänglichkeit für Gottes Anruf mitbringen, nicht erreichen. Gott selbst ist diesen Weg gegangen. Er ist Mensch geworden wie wir, in der Gewöhnlichkeit der menschlichen Natur und des menschlichen Alltags (Phil 2, 7; Hebr 2, 17). Er hat die Menschen in ihren gewöhnlichen Lebenserfahrungen, in ihrem Alltag angesprochen. „Apparuit benignitas et humanitas Salvatoris nostri Dei“, „Erschienen ist die Güte und die Menschenfreundlichkeit, die Humanität, unseres Erlösergottes“, schreibt der hl. Paulus an seinen Schüler und Mitapostel Titus (Tit 3, 4). Nicht zufällig begegnet dieses Wort in der zweiten Weihnachtsmesse, die in aurora, in der Morgendämmerung, beim Einfallen des neuen Lichtes, am Beginn des Tages unserer Erlösung, gefeiert werden soll. Das Licht von oben, das absolute Geheimnis, leuchtet auf in der Humanität unseres Erlösergottes. Das „Unterscheidende“ des Christlichen wird erst in seiner „Gewöhnlichkeit“ richtig erfaßt. Wenn wir darum im folgenden von einigen humanen Tugenden handeln, vom Verstehen und Verzeihen, von der Geduld und der Güte, dann knüpfen wir zunächst an allgemeingültige, von allen angenommene menschliche Ideale an. Wir suchen dann aber zu zeigen, wie diese Ideale erst

im Christlichen, näherhin in der Person und der Verkündigung Christi, ihre eigentliche Tiefe erfahren. Man kann sie sich darum auch im letzten nur in der Gnade zu eigen machen, in der Anteilnahme am Verstehen und Verzeihen, an der Geduld und der Güte Jesu Christi, unseres Erlösers.

I

Vom Verstehen

„Sie verstehen sich nicht mehr“, hört man wohl sagen, wenn eine Ehe oder eine Freundschaft in eine ernste Krise gekommen ist. Ob sie sich je verstanden haben? Es ist nicht leicht, einander zu verstehen. Denn jeder von uns ist ein einmaliges, unvertauschbares Wesen, hat sein eigenes Schicksal, seine eigenen Freuden und Leiden, seine Not, seine Dunkelheiten, die ihm selbst verschlossen bleiben, und seine Schuld, seine Art zu sehen, zu empfinden und sich zu äußern, seine Güter, nach denen er sich ausstreckt, seine Erfüllungen und Enttäuschungen. Jeder von uns ist darum im Grunde einsam, und je älter der Mensch wird, um so schmerzlicher wird er seine Einsamkeit gewahr. Man soll sich nicht täuschen. Wie viele Verhältnisse von Mensch zu Mensch, die sehr fest und innig zu sein schienen, zerbrechen über Nacht und erweisen sich bei der ersten größeren Belastung als wenig tief. Wer Lebenserfahrung hat, wird darum nicht jedes Verstehen schon als vollendet und unerschütterlich ansehen. Er wird aber auch nicht Unmögliches verlangen. Denn er weiß, daß vieles von dem, was jeder in seinem Herzen trägt, dem anderen nicht mehr oder nur sehr schwer zugänglich und nachvollziehbar ist. Das ist ja gerade die schmerzliche Erfahrung einer echten und reifen Liebe, daß uns ein letztes Verstehen und Einssein in dieser Welt nicht gegeben ist. Es ist nicht immer nur Selbstsucht oder Blindheit, was einen Menschen verzagt und vielleicht vorwurfsvoll sagen läßt: „Du verstehst mich nicht“, „Ich werde nicht verstanden“, „Ich verstehe dich nicht mehr“. Das Verstehen, das Einverständnis der Herzen bis in ihre letzte Tiefe, ist eine schwere und — so möchte man bisweilen meinen — eine nicht gar so häufige Sache.

Wenn man das gerade heute sagen muß, weil der Mensch der westlichen Kultur so empfindsam geworden ist und stärker als frühere Geschlechter unter seinen Schwierigkeiten leidet, so gibt es in unserer Zeit in gewissem Sinn auch das Umgekehrte: man versteht einander zu schnell. Wie ist das gemeint? Der einheitliche und jede persönliche Note immer mehr ausschließende Lebensstil des heutigen Menschen, der sich in der modernen Welt herausgebildet hat und der sich auf fast alle Äußerungen des menschlichen Lebens erstreckt, zeigt auch eine weitgehende Gleichheit seiner inneren Welt an. Es besteht eine auffallende Übereinstimmung in dem, was man denkt und empfindet. Man hat die gleichen Wunschträume, die gleichen Vorstellungen von dem, was das Leben erstrebenswert macht, die gleichen Fehler und Schwächen, die gleichen Ängste und Enttäuschungen. Eben darum versteht man auch einander so gut, aber nicht in dem, was jeden zu diesem besonderen Menschen macht, sondern was allen gemeinsam ist und — nach einem ungeschriebenen Gesetz — zu sein hat. Im Grunde lebt man darum aneinander vorbei. Man meint gar nicht den anderen, den man zu verstehen vorgibt, sondern sich selbst. Man erkennt sich in

jedem wieder. Darum tritt man auch füreinander ein. Wenn jemand wegen einer Anschauung oder eines Verhaltens, über deren Richtigkeit ein allgemeines, stillschweigendes Einverständnis besteht, angegriffen wird, dann nimmt man spontan, u. U. heftig für ihn Partei, als sei man selbst angegriffen, um so mehr, wenn es um weltanschauliche und sittliche Fragen geht. Selbst die offensichtliche Verfehlung eines anderen, zu dem man gar keine persönlichen Beziehungen zu haben braucht, entschuldigt man leicht, weil sie an eigene Schwächen röhrt und die Erinnerung an eigene Schuld wachruft. Auf Grund großer Verwundbarkeit und vielfacher Not und um der eigenen Rechtfertigung willen sucht man schließlich alles zu verstehen, das heißt aber alles zu verzeihen. Hier führt das Verstehen, das wir doch zu den Tugenden gezählt haben, geradezu eine Gefährdung der sittlichen Ordnung herauf.

Tugend besagt immer Mitte, Mitte zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig. Wer kann uns diese Mitte lehren? Nur einer, der selbst schon verstanden ist und sich von einem Verstehenden getragen weiß. Nur der vermag den Mitmenschen so zu sehen und anzunehmen, wie er ist, und dadurch mit ihm ins Einverständnis zu kommen, ihn zu tragen und aus seiner Selbstverhaftung zu erlösen. Denn er ist frei, er steht dem anderen nicht mehr in Bedürftigkeit gegenüber und braucht nicht immer wieder von neuem der Bestätigung. Ob es überhaupt solche Menschen gibt? Letztlich nur einen einzigen, das ist Christus. Er ist ein im Grund seines Seins Verstandener und darum auch ein Verstehender. Er ist von seinem erkennenden Vater ganz durchlichtet und darum selbst Licht, vom Vater umfangen und darum selbst Liebe. Er ist der einzige, der unsere wahre Lage erkennt, der uns versteht, der uns verstehend trägt, gesund macht und andere verstehen lehrt. An ihn sind wir darum alle verwiesen, wie jener achtunddreißigjährige Kranke des Evangeliums, der auf die Frage des Herrn, ob er gesund werden wolle, antworten mußte: „Ich habe keinen Menschen“ (Jo 5, 7). Er fand diesen Menschen in Christus. Auch wir sind die Unverstandenen, die in ihrer letzten Einsamkeit von niemandem verstanden werden, die sich nicht einmal selbst verstehen. Durch das Verstehen Gottes in Christus aber sind wir Erlöste, Verstandene, im Herzen des Vaters Aufgehobene, und nur als solche können wir auch andere in ihren eigentlichen Anliegen, ihrem tiefsten Verlangen und ihrer Grundnot verstehen.

Drei Dinge sind es vor allem, die nach dem Vorbild Christi die Tugend des Verstehens ausmachen und zu ihr hinführen. Man muß zunächst einmal das Leben dessen, den man verstehen will, teilen. Wer nie in irgendeiner Form Armut und Entbehrung verspürt hat, kann die Armen und Unterdrückten kaum verstehen; wer nie Schmerzen erduldet, Not erlitten hat, kann den Leidenden nur wenig helfen. Von Christus lesen wir darum beim heiligen Paulus: „Er nahm Knechtsgestalt an und wurde den Menschen gleich. Und in seinem äußeren Verhalten wurde er als ein Mensch befunden. Er erniedrigte sich selbst, indem er gehorsam wurde bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2, 7 f.). Im Hebräerbrief heißt es noch deutlicher, Christus sei mit unseren Schwachheiten: dem Leidenkönnen und Sterbenmüssen behaftet gewesen und deshalb in allen Stücken, ähnlich wie wir, versucht worden, nur die Sünde ausgenommen, um mit uns fühlen zu können (Hebr 4, 15). In seiner Nachfolge ging Charles de Foucauld zu den Beduinen in die Wüste, gingen die

Arbeiterpriester in die Fabriken, lassen sich die Kleinen Schwestern von Jesus selbst in die Gefängnisse einschließen. Sie alle wollen denen nahe sein und deren Schicksal teilen, die zunächst nichts anderes suchen als Menschen, die sie verstehen, die für sie da sind, die ihnen das Bewußtsein wiedergeben, nicht allein zu sein oder verachtet zu werden. Was hier von der Anteilnahme an der Not des Mitmenschen gesagt ist, gilt in gleicher Weise auch von der Anteilnahme an seinen Erfüllungen und Idealen. Um einen Liebenden zu verstehen, muß man selbst geliebt haben und lieben, um einen religiösen Menschen zu verstehen, muß man selbst mit Gott vertraut sein.

Als Zweites erfordert das Verstehen, daß man nicht nur um die Grunderfahrungen des menschlichen Daseins aus eigenem Erleben weiß, sondern sie durchgetragen und — wenigstens grundsätzlich — bewältigt hat. Nur dann geht vom Verstehen Überzeugungskraft und Tragfähigkeit aus, fühlt sich der Mitmensch in einem tieferen Sinn verstanden, findet er am anderen einen Halt, weiß er sich in ihm geborgen. Darum sagte Christus zu den Aposteln im Abendmahlssaal: „In der Welt habt ihr Bedrängnis; aber seid getrost: ich habe die Welt überwunden“ (Jo 16, 33). Alle, die Jesus kannten und ihm einmal begegnet waren, hatten den Eindruck, nicht nur einem Erfahrenen gegenüberzustehen, einem, der „wußte, was im Menschen war“ (Jo 2, 25), sondern einem, der vom Grund seines Herzens her lebte und ganz über sich verfügte, der aus tieferen Quellen schöpfte, weil er mit Gott in innigster Verbindung stand. Es „ging eine Kraft von ihm aus“ (Lk 6, 19), und er „lehrte sie wie einer, der Macht hat“ (Mk 1, 22). Noch der Leidende strahlte etwas so Überzeugendes aus, daß der eine Schäher sich von ihm verstanden fühlte. Niemand wird dem Herrn auf diese Höhe, in diese Einsamkeit folgen können; wir alle sind Ringende und immer wieder Fallende. Aber wo wirklich im Glauben an Christus geliebt und gelitten, das Leben in seinen Höhen und Tiefen bestanden wird, vermag der Verstehende durch sein Verstehen den anderen mitzutragen.

Damit sind wir beim Dritten und Letzten, das der Tugend des Verstehens eignet. Den Mitmenschen verstehen heißt nicht nur sein Schicksal, seine Eigenart und Besonderheit, seine jeweilige Situation erkennen und irgendwie mitvollziehen, sondern ihn selbst ohne Abstriche annehmen, zu ihm stehen, bei ihm ausharren, ohne das Ungute in ihm zu billigen, ohne das Unrecht Recht zu nennen und Schuld zu verteidigen. Man darf nicht verurteilen und muß dennoch an dem, was Recht ist, festhalten. Das vermag nur der Liebende, und hier zeigt sich, wie sehr Verstehen eine Form der Liebe ist. Nur der Liebende verletzt nicht, selbst wenn er tadeln müßte. Auch dafür ist Christus das unerreichbare Vorbild. Er konnte der Samariterin am Jakobsbrunnen alles sagen, was sie getan hatte, und dennoch ihr Vertrauen gewinnen (Jo 4, 39). Er konnte zur Ehebrecherin stehen, ohne ihr Recht zu geben (Jo 8, 11). Er konnte die Emmausjünger wegen ihrer Glaubensträgheit tadeln und dennoch ihr Herz brennend machen. Er hatte sie alle in ihren tiefsten Nöten verstanden, und sein Verstehen hatte sie geheilt. Wer den Menschen helfen will, muß eine große und alles verstehende Liebe haben, jene Liebe, die Anteilnahme an der verstehenden Liebe Christi ist.

II

Vom Verzeihen

Wir haben in unserer Zeit allen Grund, vom Verzeihen zu sprechen. Es ist in den letzten Jahrzehnten gewaltiges und unübersehbares Unrecht geschehen, das hier auf Erden seiner Größe entsprechend nie gesühnt werden kann. Feindschaft, Krieg und Unterdrückung haben die Dimensionen der Welt angenommen. Ganze Gruppen von Menschen wurden und werden ausgerottet. Der allenthalben vernommene Ruf nach Friede ist trügerisch. Vom Verzeihen und von Versöhnung sprechen nur einzelne. Und doch ist nur mit ihnen der Friede garantiert.

Was für die große Welt gilt, trifft auch für die Welt des Alltags zu. Auch hier ist das Wort vom Verzeihen heute dringlich. Die größeren Belastungen der Menschen, das enge Beieinandersein in der Wohnung wie im Betrieb, der Zusammenstoß vieler Interessen haben es mit sich gebracht, daß man sich öfter und heftiger als früher aneinander reibt, sich abstößt, bekämpft; viele sehen im anderen in erster Linie den Konkurrenten oder den Feind. Von der Abneigung bis zum Haß ist darum heute die ganze Skala liebloser Gesinnungen und Gefühle in erhöhtem Maße anzutreffen. Und auch hier, in der Welt des Alltags, ist die Verzeihung keine allzu häufige Sache. Man geht sich aus dem Weg, man zieht sich zurück, man isoliert sich oder hat nur noch mit solchen Umgang, denen man zugeneigt ist, aber damit bleibt der Konflikt unlösbar; das Herz wird hart und ist voller Gift. Nicht einmal dort geschieht eine Verzeihung und darum Versöhnung, wo man einen Strich unter eine Feindschaft zieht, wo man vergißt oder auf eine Genugtuung verzichtet. Das deutsche Wort „Verzeihung“ beinhaltet nicht mehr als dieses. Die damit ausgedrückte christliche Wirklichkeit aber greift tiefer, ist radikaler. In der Verzeihung wird dem Fehlenden die Schuld erlassen, sie wird ausgetilgt, soweit es auf den Verletzten ankommt. Das bedeutet nicht, daß man alles Unrecht stehen lassen sollte. U. U. ist man verpflichtet, das Recht wiederherzustellen, um der eigenen Person, um eins oder auch um der Sache selbst willen. Aber das berührt nicht die innerste Gesinnung des Herzens, die vom Verzeihen bestimmt ist. Die verzeihende Liebe müßte zur Grundhaltung eines jeden von uns werden. Nur so ließe sich das Leben in den Umständen, die den meisten von uns heute aufgezwungen sind, menschlich und christlich bestehen.

Ist das aber nicht zu hoch gegriffen? Hatte nicht schon Petrus den Herrn zaghafte gefragt: „Herr, wie oft muß ich meinem Bruder vergeben, wenn er gegen mich fehlt? Bis zu siebenmal?“ (Mt 18, 21). Gerade darin besteht ja die Schwierigkeit des Verzeihens, daß es aus seinem Wesen heraus keine Grenze duldet, weder gegenüber der Größe noch der Häufigkeit des erlittenen Unrechts. Die Bergpredigt spricht hier eine radikale Sprache. Wir sollen unsere Feinde lieben (Mt 5, 43), die es also noch sind, und sollen unseren Schuldigern „bis siebzig mal siebenmal“ vergeben (Mt 18, 22), also immer wieder von neuem und ohne Sicherung. Man kann darum ruhig sagen und trifft damit die volle Wahrheit, daß wir von der Tugend des Verzeihens überfordert sind. Wir können ihr nicht nachkommen, obwohl wir es müßten. Eben darum bleiben die meisten Formen des Verzeihens, wie sie unter uns vorkommen, hinter dem, was eigentlich gemeint und gesollt ist, weit zurück. Sie stoßen nicht bis auf

den Grund des Herzens durch. Dieser Zwiespalt zwischen dem Sein-sollenden und unserem Nicht-können ist verschuldet; er ist eine Folge unserer Sünde. An ihm erfassen wir darum, was es heißt, „im Finstern und im Schatten des Todes zu wohnen“.

In diese Situation des unerlösten Menschen wirft nun das Geheimnis der Heiligen Nacht ein befreientes Licht: „Erschienen ist die Güte und die Menschlichkeit unseres Erlösergottes.“ Sein Erscheinen in dieser Welt ist das Erscheinen der verzeihenden Liebe. Gott hat uns geliebt, als wir noch Sünder waren (Röm 5, 8; 1 Jo 4, 10). Ein Geheimnis, dessen Tiefe wir nie ganz ausloten werden. Er läßt unsere Sünden nach, indem er uns liebt. Seine Liebe brennt gleichsam unsere Schuld fort, macht sie ungeschehen, wenn wir uns nur ihrem Leuchten und ihrer Glut aussetzen. Das kann nur Gott allein. Nur er kann ein schuldig gewordenes Herz so umwandeln, daß es ein schuldloses wird. Er tut es dadurch, daß er seine Liebe den Menschen mitteilt. Damit ist aber zugleich gesagt, warum nun auch wir verzeihen können, so verzeihen können, wie es Gott getan hat, wie es dem Wesen der verzeihenden Liebe entspricht. Wenn Gott uns in Christus die Verzeihung schenkte, unsere Sünden auslöschte, indem er uns liebte, seine Liebe uns mitteilte, zu eigen gab, dann können und müssen wir mit eben dieser Liebe die Menschen mit verzeihender Liebe lieben, ihnen so verzeihen, wie Gott uns verziehen hat. Was uns vorher unmöglich war, ist uns in der Erlösung möglich geworden. Seitdem Gott Mensch geworden ist, gibt es ein menschliches Verzeihen, das zugleich und zuerst ein göttliches Verzeihen ist. Darum kann uns auch Christi Verzeihen ein Vorbild sein, das wir nachahmen können. An ihm sollen wir ablesen, wie wir verzeihen müssen.

Was ging denn in Christus vor, als er zu dem Gelähmten, den man auf einer Bahre vor ihn hingelegt hatte, sagte: „Kind, deine Sünden sind vergeben“ (Mk 2, 5), als er die Ehebrecherin mit den Worten entließ: „Auch ich verurteile dich nicht. Geh, von jetzt an sündige nicht mehr“ (Lk 8, 11), und als er nach der Aufrichtung des Kreuzesholzes seine Opferhingabe mit der Bitte für seine Peiniger begann: „Vater, verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Lk 23, 34)? In solchen Augenblicken schwang er sich mit der ganzen Kraft seines Herzens in jene Liebe ein, mit der der Vater ihn liebte und sich durch ihn den Menschen in verzeihender Liebe zuneigte, gab er sich dieser Liebe ganz hin, bot ihr seinen Geist und seinen Leib dar, gab ihrem Strom freien Lauf zu den Menschen hin. Hier wurde für ihn in menschlicher Erfahrung deutlich und greifbar, daß es ein und dasselbe war, vom Vater geliebt zu werden, den Vater wiederlieben zu dürfen und das Herz des Vaters zu den Menschen hin zu sein. Und ebenso wurde er für die Menschen, zu denen er das Wort der Verzeihung sprach, die Sichtbarkeit und Greifbarkeit, der Widerschein der verzeihenden Liebe Gottes.

Können wir aber solches nachahmen? Ja, wir können es. Zwar begegnen wir zunächst, anders als Christus, der Liebe des Vaters als Sünder. Diese Liebe trifft bei uns ihr aussetzen, uns von ihr ergreifen lassen, sie annehmen — in der Reue und im uns ihr aussetzen, uns von ihr ergreifen lassen, sie annehmen — in der Reue und im Bekenntnis — und dadurch befreit werden von unserer Selbstsucht, von unserer Hartherzigkeit und Selbstgerechtigkeit, können auch wir wie Christus unseren Schuldigern verzeihen. Wir tun dann nichts anderes als Christus, indem wir mit ihm und

in ihm der verzeihenden Liebe des Vaters, die wir an uns selbst erfahren haben, Raum geben, sie nicht nur ein frommes Wort, eine momentane Rührung, sondern *die* Wirklichkeit unseres Lebens sein lassen. Die Verzeihung, die wir den Menschen täglich und immer wieder gewähren, ist sogar das entscheidende und untrügliche Zeichen dafür, daß wir in der Liebe Gottes sind und seiner Verzeihung gewiß sein dürfen. Das ist der Sinn der fünften Vaterunserbitte: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern! Es besteht ein enger und unzertrennbarer Zusammenhang zwischen der Verzeihung, die wir unseren Schuldigern gewähren, und der Verzeihung, die wir selbst bei Gott finden. In dem Maße wir uns durch die verzeihende Liebe des Vaters in das Bild des verzeihenden Sohnes umwandeln lassen (2 Kor 3, 18; Kol 3, 8), in dem Maße werden auch wir in der Ähnlichkeit mit Christus und in seiner Nachfolge den Menschen verzeihen können.

Wo liegt also der Kern der Tugend des Verzeihens? In jener demütigen und dankbaren Liebe, die dem Menschen in der Begegnung mit dem verzeihenden Gott zuteil wird. Wer darum verzeihen will, muß zunächst zur Einsicht in seine eigene Schuld kommen, muß sie vor Gott, vor den gekreuzigten Herrn hintragen und deren Liebe erfahren. Ohne diese lebendige Erfahrung, nicht nur einmal, sondern immer wieder gemacht, gibt es keine Tugend des Verzeihens. Sie erst wandelt das Herz um, entfernt aus ihm den Stachel des Verletztseins, löst es aus seiner Verkrampfung und macht es aufnahmefähig für jene größere Liebe, in der der Mensch den eigenen Horizont übersteigt und über sich selbst hinwegschreiten kann. Wer wirklich vollzieht, daß Gott sich ihm, dem Sünder in verzeihender Liebe zuneigt, geriete in einen zerstörenden Widerspruch zu sich selbst, würde er dem Nächsten gegenüber anders handeln, als Gott ihm gegenüber gehandelt hat. Verzeihen im Vollsinn bedeutet also Zweierlei: einmal Verzicht auf Genugtuung — wenigstens innerlich und grundsätzlich — für das einem zugefügte Unrecht, Nachlaß der Schuld, soweit es auf den Beleidigten ankommt; zweitens Liebe zu dem, der einem Unrecht zugefügt hat, eine Liebe, die aus jener Tiefe kommt, in der Gott dem Menschen begegnet. Beides hängt aufs engste miteinander zusammen: Die Liebe ist das eigentliche Motiv, weshalb die Schuld erlassen, verziehen wird. Eine solche Liebe wächst nicht auf einmal und hat viele Stufen. Aber alle, die sich Christen nennen, müssen auf dem Weg zu ihr sein.

III

Von der Geduld

Geduld ist die Kraft des Tragens und Ertragens, die Willigkeit, um der Erreichung oder Bewahrung eines sittlichen Gutes willen, Hartes, Unannehmlichkeiten und Leiden auf sich zu nehmen, ohne zu murren oder der Traurigkeit zu verfallen. Sie ist nicht nur auf den jeweiligen Augenblick ausgerichtet, sondern erstreckt sich in der Zeit, denn das Gute wächst langsam und wird nur unter Widerständen verwirklicht. In diesem Sinn ist sie die Kraft des Wartens und Ausharrens; sie läßt den Dingen und Menschen Zeit und gibt denen, die in dieser oder jener Weise versagen, immer wieder eine neue Chance; sie erlahmt nicht im Glauben und bleibt fröhlich in der Hoffnung (Röm 12, 12), auch wenn Gott schweigt. Ihre Frucht ist die Gelassen-

heit, jene Entspanntheit des Herzens, die nicht mehr aus dem unmittelbaren Bezug zur Umwelt lebt, sondern aus tieferen Quellen gespeist wird. Sie gehört somit zu jenen Grundhaltungen, ohne die das menschliche und christliche Leben nur schwer bestanden wird. — Hier in unserer Überlegung schränken wir sie ein auf das Verhältnis zum Mitmenschen, auf die Notwendigkeit und die Pflicht, einander zu ertragen, die Last des anderen auf sich zu nehmen.

Die Hindernisse, die sich in unserer Zeit der Geduld entgegenstellen, entstammen hauptsächlich zwei Ursachen, einmal dem schnelleren Kräfteverbrauch angesichts erhöhter Lebenschwierigkeiten, zum zweiten einer inneren Unruhe — Folge der technisierten und darum manipulierbaren Welt —, die nicht mehr warten und wachsen kann. Aus beiden Gründen ist das Verhältnis von Mensch zu Mensch gestört. Wir belasten einander mehr als früher, ohne Entsprechendes herzuschenken. Wir können darum einander nur noch schwer ertragen. Anderseits klammert man sich an den anderen und sucht bei ihm Hilfe, ist aber nicht bereit oder auch nur fähig, selbstlos, unbekümmert um die eigenen Interessen für den anderen da zu sein. In einer Gemeinschaft sind es viele, die fordern, und wenige, die mittragen. Das gleiche gilt für die gemeinsame Arbeit, das gemeinsame Werk. In all dem wird die Geduld auf eine harte Probe gestellt, die Geduld, die man mit sich selbst haben muß und mit anderen, mit einzelnen und mit einer Gemeinschaft: die Ehegatten miteinander, die Eltern mit ihren Kindern, die Erzieher mit ihren Schülern, die Dienstherren mit ihren Angestellten und die Angestellten mit ihren Dienstherren, die Priester mit ihrer Gemeinde und die Gemeinde mit ihren Priestern, die Regierenden mit den Untergebenen und umgekehrt. Und wie oft müssen wir uns alle der Ungeduld zeihen.

Das gilt vor allem dann, wenn Zustände, die unsere Geduld erfordern, sich nicht ändern, wenn wir ihnen ohnmächtig ausgesetzt sind, wenn wir keinen greifbaren Erfolg sehen, wenn wir uns ewig den gleichen Schwächen und Schwierigkeiten der Mitmenschen gegenüber finden. Das zermürbt und entmutigt, macht ungeduldig und gereizt. Und dies um so mehr, als wir uns in der Welt von heute an schnelle Veränderungen und Erfolge gewöhnt haben. Der technische Handgriff zeigt von einem Augenblick zum anderen seine Wirkungen, und es gibt viele, wenn auch oft unerlaubte Möglichkeiten, seiner gewöhnlichen Welt, den Menschen, mit denen man zusammengebunden ist, zu entfliehen, die Lebensräume zu wechseln. Wer bringt da noch die Geduld auf, sich mit schwierigen Kindern abzugeben, an der Seite des schwierigen Ehegatten auszuhalten, den Gestrauchelten immer wieder nachzugehen; wer lässt ihnen Zeit und versucht es immer wieder von neuem. Hier zeigt sich, daß auch die Geduld eine Form der Liebe ist. „Die Liebe ist langmütig“, schreibt Paulus (1 Kor 13, 4. 7), „alles entschuldigt sie, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles erträgt sie.“ Und weil die Liebe kein Maß kennt, haben wir auch nie einen berechtigten Grund, die Geduld mit einem Menschen aufzugeben. Man kann unter Umständen zu der Einsicht kommen, daß ein weiteres Bemühen zur Zeit zwecklos ist; man kann sogar gezwungen sein, eine räumliche Trennung von einem Menschen vorzunehmen. Aber der Mensch selbst bleibt einem aufgegeben. Man muß zu ihm stehen in Geduld, muß für ihn da sein, für ihn beten, sich für ihn verantwortlich wissen. Hier scheint die Geduld die Grenze zu überschreiten, die menschlicher Kraft gesetzt ist; hier ist sie

nicht mehr aus rein natürlicher Liebe heraus aufzubringen; hier leuchtet die Ewigkeit herein. Hier ist darum der Ort, eine tiefere Quelle zu graben, jene Quelle, die Christus, das Vorbild und der Geber der Geduld uns erschlossen hat.

Christus hat mit seiner menschlichen Natur die Welt so angenommen, wie sie war, ohne Abstriche, unverkürzt, das heißt aber die unerlöste Welt, die unter der Herrschaft des Teufels stand, in der es die Sünde gab, das Leid und den Tod. Man wird darum von vornherein sagen können, daß er ein großer Dulder werden mußte; denn in seiner Welt ist der Geduld ein weites Feld gegeben. Tatsächlich war er schon beim Propheten Isaias, im letzten Lied vom Gottesknecht (52, 13—53, 12), als solcher angesagt worden. Die Wirklichkeit seines Lebens hat es bestätigt. Er hat unter den Menschen geweilt, war einer wie sie, ein ganz gewöhnlicher Mensch, wie es schien; er hat mit ihnen gelebt und gelitten und alles mit ihnen geteilt. Er hat sie ausgehalten Tag für Tag, er der Reine die Sünder; er hat sie auf sich genommen, sie als seine Brüder betrachtet, hat um sie gerungen, ist ihnen nachgegangen mit nimmermüder Geduld. Bisweilen konnte er sie kaum ertragen, nicht einmal seine engsten Freunde, und ließ sich dennoch von ihnen küssen (Lk 22, 47). Er wurde nicht ungeduldig, als er mit den Emmausjüngern über Land ging und ihnen, die er unverständlich und schwerfälligen Herzens nannte (Lk 24, 25), die Schrift erschloß, er hatte kein Wort des Vorwurfs, als er Thomas, dem Ungläubigen, seine Hände wies und seine Seitenwunde darbot (Jo 20, 27), er tat das schier Aussichtslose, als er zum Verräter sprach: „Freund, dazu bist du da?“ (Mt 26, 50).

Die Geduld Christi ist die konkrete Weise der Liebe Gottes zu uns. Paulus kann darum beide in einem Atemzug nennen, indem er schreibt: „Der Herr aber lenke eure Herzen auf die Liebe Gottes und auf die Geduld Christi“ (2 Thes 3, 5). Man kann aber ebensogut sagen, in der Geduld Christi werde die *Geduld* des Vaters für uns sichtbar und greifbar. Was ist das für eine Geduld, die Geduld Gottes mit uns? Sie ist ein Warten, ein Zurückhalten des Zornes, ein Aufschieben des Gerichtes über den Sünder. Gott weiß um unsere Schwäche; er verurteilt uns nicht; er gibt uns Zeit zur Umkehr. Seine Geduld hat darum einen ernsten und einen tröstlichen Klang. Sie mahnt uns und warnt uns, aber sie ergreift uns auch und bezwingt uns. Für den, der ihre Stimme hört, ist „der Gott der Geduld“ zugleich „der Gott des Trostes“, sagt der hl. Paulus. Denn er hört in ihr die Stimme Christi, die Stimme einer menschlichen Geduld, einer Geduld, die das geknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht (Mt 12, 20), eines Geduldsleidens, das den rechten Schächer bezwang und den heidnischen Hauptmann zum Glauben führte. Im Antlitz Christi leuchtet die Geduld Gottes als Liebe bis zum äußersten auf.

Wir alle leben von der Geduld Gottes in Christus. Darum müssen auch wir gegenüber unseren Mitmenschen Geduld üben. Daraus erhellt aber, daß die im Zusammenleben mit anderen uns abverlangte Geduld nicht nur die Maße dieser Welt haben darf, sondern im Horizont des Heils gesehen werden muß. Eben darum muß auch dann noch Geduld geübt werden, wenn es natürlich gesehen schon nicht mehr verlangt werden kann oder keinen Sinn mehr zu haben scheint. Diejenigen, mit denen wir zusammen leben und arbeiten müssen, sind uns nicht nur durch die Bande des Blutes oder durch ökonomische und soziale Bedingtheiten zugeordnet, sondern von

Gott aufgegeben. Wir sind also nicht nur für ihr zeitliches Wohl mitverantwortlich, sondern für ihr ewiges Heil. Wir müssen sie darum in einem sehr umfassenden Sinn auf uns nehmen, müssen ihre Eigenarten, ihre Schwächen und selbst ihre Sünden mittragen. Das ist der Inhalt unserer Geduld, wenn man sie christlich betrachtet. Gott Vater will durch uns mit den Menschen geduldig sein. Wir müssen darum unseren Zorn, mag er noch so gerechtfertigt erscheinen, zurückhalten, damit nicht auch uns gesagt werden muß, was Jesus den Jüngern sagte, als sie Feuer auf die unfreundlichen Samariter herabrufen wollten: „Ihr wißt nicht, wessen Geistes ihr seid“ (Lk 9, 55). Christus will durch unsere Geduld die Menschen erlösen. Können wir bestimmen, wann es genug ist? Dürfen wir unserer Geduld Grenzen setzen, wenn er bis zum Aushauchen seines Lebens Geduld übte? Wie er uns die Füße gewaschen, also Knechtsdienste an uns getan hat, indem er unsere Sünden auf sich nahm und sie ans Kreuz trug, so müssen auch wir einander die Füße waschen, Knechtsdienst aneinander tun. Welche Weite und Tiefe würde unsere Geduld erhalten, wenn sie aus dieser Sicht gesehen würde!

IV.

Von der Güte

Wenn wir schon vom Verstehen, vom Verzeihen und von der Geduld sagen mußten, sie seien im Grunde Formen der Liebe, so wird nun die Liebe auch noch ausdrücklich genannt. Denn Güte ist nur ein anderes Wort für Liebe. Aber auch die Güte hat etwas mit der Menschlichkeit zu tun, sie ist sozusagen die Menschlichkeit der Liebe. Darum findet sie sich im Neuen Testament meist neben Ausdrücken, die den Klang lauterer Menschlichkeit haben, wie Milde, Erbarmen, Langmut. Die verschiedenen Begriffe werden fast synonym gebraucht und gehen ineinander über. Man hat die Güte die fließende Liebe genannt oder auch den Glanz der Liebe. Wenn man von einem gütigen Menschen spricht, dann will man damit sagen, daß die Liebe sein ganzes Wesen erfaßt habe und sich bis in den Ausdruck seines Gesichtes und den Klang seiner Stimme hinein zeige. Das Beglückende an ihr ist die menschlich gewinnende Art, Liebe zu spenden, und das Wohlwollen, das sie jedem Menschen gegenüber zur Schau trägt.

Unsere Zeit ist der Güte nicht sonderlich günstig. Wohl sehnen wir uns nach ihr, aber wir finden sie selten. Die Menschen haben es alle so eilig, sie hasten aneinander vorbei; keiner hat für den anderen Zeit. Wo begegnet man noch dem gütigen Lächeln, von dem etwas Beruhigendes, Warmes und Stärkendes ausstrahlt, dem stillen Liebesdienst, wie er von einer gütigen Krankenschwester erwiesen wird, dem gütigen Wort, das Wunder zu wirken vermag, dem schweigenden Einverständnis, das von der Güte getragen ist? Alles ist so nüchtern, so sachlich und nur auf den Nutzen bedacht. Man friert ein wenig dabei. Bisweilen hat man den Eindruck, daß die Welt der Technik auch das Innere des Menschen, sein Herz, erobert habe. Es fehlt die Atmosphäre echter Menschlichkeit, in der sich die Liebe äußern und ausbreiten könnte. Darum das Gefühl der Vereinsamung, das viele bedrückt. Die Liebe hat sich in den Intimbereich des Menschen zurückgezogen, und wenn sie daraus aus-

bricht, wirkt sie nur allzu häufig sentimental. Die Sentimentalität ist aber eine Perversion echter Liebe. Wenn sie heut so stark verbreitet ist, könnte sie eine Reaktion auf die kalte Sachlichkeit unserer Zeit sein.

Güte ist reif gewordene Liebe. Wer sie besitzt, muß Lebenserfahrung haben. Er hat Abstand von sich gewonnen. Er ist selbstlos geworden. Er bringt sich nicht immer gleich ins Spiel. Er drängt sich nicht auf. Er kann warten, schauen, da-sein in jener Art des Gegenwärtigseins, die Sicherheit und Friede ausstrahlt. Die Dinge haben sich ihm gerundet, und er selbst ruht in sich; beides hängt miteinander zusammen. Aus all dem wird ersichtlich, daß es meist ältere Menschen sind, die zu den Gütigen zählen. Ihr Herz ist erfüllt. Sie haben in Jahren gesammelt, was sie jetzt verschenken können. Güte ist also nicht etwas, was man mitbringt, nicht nur ein sonniges Gemüt, ein umgänglicher Charakter, sondern was geworden ist, oft in hartem Ringen, im Selbstverzicht, in täglicher Entzagung, in vielen Opfern, in der Erfahrung von Einsamkeit und Leid, von Verkanntsein und Erfolglosigkeit und nicht zuletzt von Schuld. Sie ist darum schwerer zu erlangen, als die kleinen Äußerungen der Güte für die meisten verraten. Sie setzt voraus, daß ein Mensch gut geworden ist und dieses Gutsein sich zu äußern vermag, nicht immer in gleicher Weise, bisweilen sogar nur in kargen Worten und Gebärden, denn Güte ist keusch, sie scheut sich, an die große Öffentlichkeit zu treten und ihre Werke auszuposaunen; sie liebt die Stille und wirkt gern im Verborgenen.

Ein hohes Ideal. Wer vermag es zu verwirklichen? Im Grunde hat es nur einen einzigen gegeben, der rundum, vollkommen gütig war. Das war Christus der Herr. Er war es sogar aus sich selbst und zeigte es vom beginnenden Erwachen seines Geistes an. Schon das Kind war gütig, nicht nur gewinnend, wie Kinder sind, sondern von der Liebe geprägt. Die Stellen, an denen das Evangelium die Güte Jesu schildert, sind zahlreich. Unnachahmlich, wie er die ersten Jünger wirbt. Er schaut sich nach ihnen um (Jo 1, 38), blickt sie liebevoll an (Mk 1, 16) und lädt sie ein: „Kommt und seht!“ (Jo 1, 39). Ehe er sie zur Nachfolge auffordert, erweist er ihnen seine Liebe. So heißt es etwa in der Perikope vom reichen Jüngling: „Jesus blickte ihn an, gewann ihn lieb und sprach zu ihm“ (Mk 10, 21). Wer einmal ein persönliches Wort von ihm gehört hatte, wurde dadurch ein anderer Mensch, so die Samariterin am Jakobsbrunnen, Zachäus, der vom Baum herunter in seine Nähe gerufen wurde, der rechte Schächer, der die beseligende Verheißung empfing, die Magdalenerin am Ostermorgen, als sie ihren Namen vernahm. Seine Gestalt, sein Wort und die Art und Weise, wie er den Menschen begegnete, müssen von solcher Güte gewesen sein, daß von einem berichtet wird, der vor ihm auf die Knie fiel und ihn mit den Worten anredete: „Guter Meister!“ (Mk 10, 17). Selbst ein Vorwurf aus seinem Mund klang gütig, wenn er sich menschlicher Schwäche gegenüber sah. Am eindringlichsten zeigte sich seine Güte in seinem Leiden: in seinem Schweigen, wie er sich nach Petrus im Hof des Hohenpriesters umschaut und sich noch in der Dunkelheit des Sterbens den Menschen zuwandte, Freunden und Feinden. Niemand hat das Bild seiner Güte besser gezeichnet als er selbst, in den Gleichnissen vom Guten Hirten und vom barmherzigen Samariter.

Jesus war kein Philanthrop, seine Güte darum nicht Weichheit, oder Schwärmerie. Ihre eigentlichsten Wurzeln lagen überhaupt nicht im Menschlichen, so menschlich sie

sich gab, sondern im Herzen Gottes. Was sich in Christus als Güte offenbarte, war die Kundgabe der Barmherzigkeit Gottes gegenüber dem Sünder. Die menschliche Güte Jesu war die Übersetzung der göttlichen Barmherzigkeit in das Fassungsvermögen und Empfinden der Menschen. Das Geheimnis dieser Barmherzigkeit aber ist unbegreiflich. Darum zeigt sich die Güte Gottes noch einmal darin, daß er das Unbegreifliche uns in den gewöhnlichen Äußerungen menschlichen Gutseins begreiflich mache. Jesus wußte um dieses Geheimnis und lebte aus ihm. Erst das gab ihm die Kraft, über die gewöhnliche menschliche Güte hinaus sein Herz auszusetzen und verbluten zu lassen. Er lud die Menschen förmlich ein, mit ihren Mühseligkeiten und Beladenheiten zu ihm zu kommen (Mt 11, 28), er halste sie sich mit all ihren Ungereimtheiten und Begierden auf, er nannte sie Freunde, obwohl sie durch eine Kluft von ihm getrennt waren, er teilte ihre Armut und ihre Leiden, er ließ sich von ihnen gefangennehmen und verspotten, der Kleider berauben und starb schließlich wie einer, der in seinem Gutsein das letzte, was er besaß, hergegeben hatte. Der Tod war das große Siegel, mit dem er seine Güte besiegelte.

Christliche Güte ist Anteilnahme an der Güte Christi und darum Anteilnahme am Geheimnis der Barmherzigkeit Gottes. Sie steht im Geheimnis der Erlösung. Was wir schon bei den anderen Tugenden der Humanität gesagt haben, gilt darum auch hier: Ihre Maße sind in jeder Beziehung größer als die ihrer natürlichen Schwester, der bloß menschlichen Güte. Man kann ihre Taten darum auch nicht immer mit der Vernunft begründen. Die christlichen Werke der Barmherzigkeit übersteigen den Horizont natürlicher Einsicht. Aber gerade so sind sie die Bedingungen für die Erlangung des Heils. „Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich war durstig, und ihr habt mich getränkt. Ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt. Ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet. Ich war krank, und ihr habt mich besucht. Ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen“ (Mt 25, 34 f.). Die Echtheit christlicher Humanität erweist sich in Taten, in denen das Herz zum Pfand gegeben wird und verblutet. „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Jo 15, 13). In Christus sind aber alle zu Brüdern geworden, darf niemand von der tätigen Liebe ausgeschlossen werden. Wer würde zu behaupten wagen, daß er von sich aus zu solcher Höhe menschlicher Güte gelangen könne. Jenes Gutsein von der Wurzel her ist nur dem möglich, der den Grund seines Herzens für Christus frei gemacht, der sich dem Herrn in ungeteilter Liebe hingeschchenkt hat. Das aber setzt den Tod aller Selbstsucht voraus. Ihre letzte Reife erhält die menschliche Güte dort, wo einer — wenn auch nur zaghaft — sagen kann: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2, 20). Immer ist es das gleiche: Der Mensch kommt als Mensch nur zu seiner Vollendung in Christus. Je mehr einer Christ ist, aus dem christlichen Geheimnis seines Lebens lebt, um so reiner leuchtet seine Menschlichkeit auf, über alle natürlichen Möglichkeiten hinaus. Was der Verkündigung des christlichen Glaubens heute, in einer säkularisierten Welt, vor allem not tut, ist das Zeugnis der Menschlichkeit der in Christus Erlösten. In ihnen muß sich das Geheimnis der Menschwerdung fortsetzen: „Erschienen ist die Güte und die Menschenfreundlichkeit, die Humanität, unseres Erlösergottes.“